

Elchingen, eine staufische Klostergründung

Von Adolf Herrmann

Auf einem die Donauwälder überragenden Berg der Alb steht die ehemalige Klosterkirche Elchingen heute nach allen Seiten frei ohne Anlehnung an eine Klausur, welche 1840 der baulichen Vernachlässigung nach der Säkularisation zum Opfer gefallen war. Der Weg steigt vom Tor über die unplaniert gebliebene Anhöhe und führt über weichen grünen Rasen unter Ahorn, alten Birn- und Kastanienbäumen hindurch vor die spätbarocke Kirchenfront. Im Herbst und Winter, wenn die Bäume ihr Laub abgeworfen haben, kommt ihre vornehme Nüchternheit besonders stark zum Ausdruck. Auch das Portal – aus Neresheimer Marmor, wie ein Reisender des 18. Jahrhunderts kritisch bemerkt – vermeidet alles Pathos.

Das Innere der Kirche überrascht dagegen durch Aufwand, ja gediegenen Prunk. Das Wort vom „salon du bon Dieu“, welches Napoleon beim Betreten des Gotteshauses gesprochen haben soll, trifft sehr fein die aristokratische Kühle der Architektur. Energisch ziehen die Hauptgesimse nach der Tiefe des Raumes. Zu festlicher Harmonie vereint sich der weißgoldene Stuck mit der herrlich reinen Farbenfrische der Deckengemälde von Januarius Zick.

Zunächst sieht der eintretende Besucher über sich an der Unterseite der Empore gemalt die Stiftung des Klosters: Markgraf Konrad von Meissen in weißer Halskrause und barocker Rüstung überreicht mit seiner Gemahlin dem ersten Abt von Elchingen, Andreas von Aichhaim, Klosterbauplan und Stiftungsurkunde (Abb. 1). Ein Brief auf einem Tisch mit dem Chronogramm DICabant DIE XV aVgVstl ergibt das Jahr 1128. Klug unterscheidet hier der kurtrierische Hofmaler die Repräsentanten des weltlichen und geistlichen Standes und, indem er die Charakterisierung der Hauptfiguren in ihrer Begleitung anbahnt und vorbereitet, läßt er die rüstige Warmherzigkeit des greisen Markgrafen und die rosige lichte Erscheinung der jugendlichen Fürstin sich wirkungsvoll mit der ehrerbietigen Zurückhaltung und dem vornehmen Schwarz der Benediktiner begeben.

Die Stiftungsurkunde des Klosters ist nicht mehr vorhanden. Sie ging wohl bei einem jener Brände verloren, welche die Abtei seit dem 12. Jahrhundert wiederholt heimgesucht haben. 1395 verbrannten dem Kloster wertvolle Urkunden in Ulm, die sich offenbar damals als Beweisstücke zum Streit über die Helfen-

steinische Schutzvogtei in den Mauern der Reichsstadt befanden.

Um genaueren Aufschluß über Stiftung und Stifter zu erhalten, schrieb der Elchinger Antiquarius im Jahre 1712 nach Leipzig, konnte aber von der kurfürstlich sächsischen Kanzlei nichts hierüber in Erfahrung bringen. Daher hielt die eigene Elchinger Überlieferung weiterhin am Gründungsjahr 1128 fest: „Nach den ältesten Urkunden, nach einhelliger Angabe aller Geschichtsschreiber und der Wappenbehänge in Tabulis vetustissimis“, so erklärt der klösterliche Topograph von 1786, habe Luitgarde, eine herzogliche Prinzessin des alterloschenen Kaiserhauses der Hohenstauffer, ihrem Gemahl, dem Markgrafen Konrad von Meissen, den Elchinger Berg als Heiratsgut mit in die Ehe gebracht und habe zusammen mit ihm im Jahre 1128 das Benediktinerkloster gestiftet.

Markgraf Konrad, „der neunte Sprosse des großen Wittekind“, und seine Gemahlin Luitgarde, die Schwester Kaiser Konrads III., folgten in ihrem frommen Entschluß politischer Klugheit oder einem Zug der Zeit und dem Beispiel anderer Adligen, welche teils ihren Herrnsitz wie die Grafen von Comburg (1080), teils anderweitigen Grund und Boden dem Orden des hl. Benedikt überließen. Trotz des Investiturstreites sympathisierten auch die Parteigänger des Kaisers mit der Hirsauer Reformbewegung. So hatten der Vater der Luitgarde, Herzog Friedrich I. von Schwaben, das Kloster Lorch (1102), die Pfalzgrafen von Tübingen Blaubeuren (1095), die Grafen von Kirchberg Wiblingen (1093) und etwa gleichzeitig mit Elchingen der Graf von Bibereck das Kloster Roggenburg (1126) gestiftet. Immerhin ist Elchingen eine sehr späte Niederlassung der Benediktiner. In Roggenburg hielt bereits der jüngere Orden der Prämonstratenser seinen Einzug, der zusammen mit den Zisterziensern im 12. Jahrhundert die Führung des religiösen Lebens übernahm.

Die ersten Elchinger Mönche waren von Hirsau, Zwiefalten und Comburg gekommen. Sie brachen die „Burg Elchingen mit dem babylonischen Turm“ ab, welche im staufisch-welfischen Bürgerkrieg nach Auffassung des Ulmer Dominikanermönches Felix Fabri (1488) in die Hände von Räubern und Tyrannen, ja des Teufels gefallen war und trugen auf den Berg ihre hirsauischen Kirchenpatrone, ihre der Reform-



1. Januarius Zick: Luitgarde von Hohenstaufen überreicht die Stiftungsurkunde des Kisters Elchingen.
Aufnahme Raichle

bewegung entsprungene klösterliche Zucht und ihre eigene Bauweise.

Im Jahre 1146 zerstörte eine schwere Brandkatastrophe die junge Stiftung des Markgrafen und der Markgräfin von Meissen. Sie wurde erst nach einigen Jahren mit Mitteln des Edlen Albert von Ravenstein und seiner Gemahlin Berta wieder aufgebaut. Dieser Ritter, ein Dienstmann der Herren von Ruck bzw. der Pfalzgrafen von Tübingen, besaß seine Burg zwischen Tomerdingen und Bermaringen, wo ihre „rudera“ noch im 18. Jahrhundert zu sehen waren. Für den Fall glücklicher Heimkehr aus dem Kreuzzug ins Heilige Land hatte er die Wiederherstellung des Klosters gelobt.

Das älteste „staufische“ Gotteshaus war als dreischiffige Pfeilerbasilika von regelmäßigem, kreuzförmigem Grundriß erbaut und zu Ehren Gottes, der hl. Jungfrau Maria, der Apostel Petrus und Paulus, des hl. Benedikt und seiner Schwester Scholastika geweiht worden (Abb. 2).

Der Grundriß entsprach dem damals üblichen gebun-

denen System, das heißt maßgebend war das Quadrat der Vierung, an das sich nach Westen vier Quadrate des Mittelschiffes, nach Süden und Norden je ein Quadrat der Querhausflügel und nach Osten das Altarhaus mit halbrunder Apsis anschlossen. Die Seitenschiffe begnügten sich mit der halben Breite des Mittelschiffes und fanden ihre Fortsetzung jenseits des Querhauses als schmale Nebenchöre. In diesen und im nördlichen Querhaus lagen unter dem Boden die Gräfte.

Sowohl das Mauerwerk der Hauptapside als auch der Nebenchöre ist in seinen unteren Teilen noch im spätbarocken Chor Josef Dossenbergers erhalten. Vom Gottesacker der Mönche aus sind an der Außenseite des heutigen Chores die Hausteinquader des staufischen nordöstlichen Vierungspfeilers und seine östliche Mauervorlage deutlich zu erkennen. Ebenso steckt der nach Osten folgende romanische Pfeiler in der Chorwand Dossenbergers. Die anschließende Friedhofmauer beginnt mit der Rundung der alten Nordostapside. Auch der Hauptchor des 12. Jahrhunderts ist

wenigstens in fünf Meter Höhe sichtbar, desgleichen der Ansatz der südlichen Apsis.

Wie bei St. Peter und Paul in Hirsau standen die Nebenchöre mit dem Hauptchor durch je zwei Bogenstellungen in Verbindung und dienten nach cluniazensischer Auffassung der geheimen Kasteiung der Mönche und der Entzündung heimlicher Wohlgerüche. In der Vierung befand sich das Gestühl der Konventualen. Es ist der Raum, der auch im Wiederaufbau nach dem verheerenden Blitzschlag von 1773 wieder den Gottesdienst der Mönche, ihre Orgel und das glanzvolle Deckengemälde einer Himmelfahrt Mariens von Januarius Zick aufnehmen sollte. Übrigens war die Vierung bis zu dem großen Brand im 18. Jahrhundert doppelgeschossig. Im Obergeschoß stand ein Altar des hl. Michael. Zu ihm führte eine Wendeltreppe hinauf, welche in schlimmen Tagen des Dreißigjährigen Krieges die letzte Zuflucht der Klosterbrüder war.

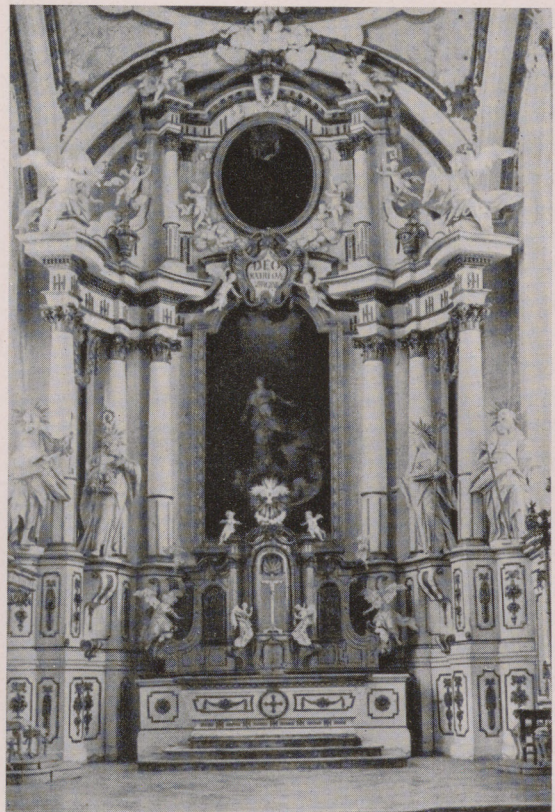
Die Anlage der Klosterkirche stimmt weithin mit jener der Stiftskirche in Ellwangen überein, nur ragte über dem Elchinger Gotteshaus wie über Blaubeuren und bis zum 18. Jahrhundert auch über Wiblingen ein einziger Turm: der Vierungsturm. Ein Holzmodell in der heutigen Walburgakapelle gibt die ursprüngliche Gestalt der Kirche wieder. Noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts besaß das Mittelschiff eine flache Holzdecke.

Wohn- und Schlafräume der Mönche, Küche und Speisgaden, Refektorium und Kapitelsaal waren nach Süden anschließend zu einem Viereck zusammengelegt. Als eine uralte, aus den Mittelmeerländern zu uns gekommene Wohnform öffneten sie sich im Kreuzgang gegen einen Lichthof mit Brunnen, dem „Creutzgärtle“. So war die notwendige Abgeschiedenheit gegen die große und kleine Umwelt durch Klostermauer und Klausur gewährleistet.

Zum ältesten Klosterbesitz gehörten wohl die aus dem staufischen Heiratsgut der Markgräfin Luitgarde stammenden Ländereien, Rechte und Gefälle im Remstal, welche Herzog Ulrich von Württemberg 1536 gegen eine jährliche Lieferung von 21 Fudern Wein aus dem Schorndorfer Keller an sich brachte. Besitzungen im Kanton Aargau überließ Elchingen 1150 dem Kloster St. Blasien und erwarb dafür dessen Güter in Oxenbrunn, Fahlheim, Diepertshofen und Leibi. Auf Schenkungen Albrechts von Ravenstein scheinen die ältesten Ansprüche des Klosters in Tomerdingen und Westerstetten zurückzugehen, auf Stiftungen der Grafen von Berg und der Güssen zu Leipheim Besitz und Rechte jenseits der Donau in Berg bei Pfaffenhofen, in Steinheim, Straß und Stof-

fenried, Bubesheim und Großkötz. 1252 schenkte die ulmische Patrizierfamilie Ehinger mit bischöflich augsburgischer Bewilligung die Kirche von Thalfingen samt ihrem dortigen Besitz an die benachbarte Benediktinerabtei. Nach den allerdings nicht immer klaren und unmißverständlichen Elchinger Aufschrieben reichen die Klosterrechte in Dornstadt vielleicht ebenfalls noch in staufische Zeit, sicher aber vor das frühe 14. Jahrhundert zurück.

Nicht minder wichtig für das Wachsen und Blühen einer Klostergründung waren neben Stiftungen und Schenkungen die Beziehungen zu ihrem weltlichen Schirmvogt. Schutz- und Schirmgerechtigkeit waren angeblich von den Stiftern dem Römischen Stuhl und von diesem dem Kaiser übertragen worden. Tatsächlich war Konrad III. der erste Kastenvogt. Später befand sich die Reichsschirmvogtei als Pfandschaft im Besitz der Herren von Reißensburg und ging nach dem Aussterben des Geschlechts durch Erbschaft an die Grafen von Helfenstein über. Von letzteren wollte die Reichsstadt Ulm sie käuflich erworben haben, was von Elchingen mit dem Hinweis bestritten wurde, daß es zum Reich ohne Mittel gehöre; denn die Grafen



2. Der Hochaltar in Oberelchingen mit den Schutzpatronen des Klosters. Aufnahme Raichle

von Helfenstein hätten die Schirmherrschaft nur im Namen des Kaisers ausgeübt und seien daher nicht berechtigt gewesen, sie käuflich zu veräußern. Immerhin völlig aus der Luft gegriffen konnten die Ansprüche der Ulmer nicht gewesen sein, erwähnt doch auch ein Elchinger Mönch des 18. Jahrhunderts ein Schreiben des Abtes Friedrich von 1456, in welchem dieser zugibt, daß Ulm nach den Grafen von Helfenstein die Vogtei über Elchingen innegehabt habe. Aber eine beide Teile befriedigende Lösung wurde jedenfalls nicht gefunden, und so lastete dieser Rechtsstreit schwer auf den Beziehungen zwischen Kloster und Reichsstadt.

Zwischen den Höhen der benediktinischen Reformbewegungen des 11./12. Jahrhunderts und des ausgehenden Mittelalters lag manche Niederung. Als im Jahre 1346 die Pest in Städten und Dörfern wütete, wurden auch die Klöster von Mönchen entleert. Und als im Zusammenhang damit „die Frömmigkeit des verewigten Benedikt fast überall abnahm“, kam es in Elchingen schließlich dazu, daß nur noch ein geistlicher Bruder mit einem weltlichen Diener und einer Küchenmagd übrig waren. Dieser einzige Mönch und Abt kam jeden Tag mit seinem Knecht nach Ulm, um sich bis zum Abend in den Wirtshäusern dem Dienst des Bacchus zu widmen. Wenn sie dann nach Ablauf des Abends voll waren, so verließen sie die Stadt mit fröhlichem Sinn und schwindelndem Kopf und erduldeten oft große Mühsal in den Gräben der Wiesen.

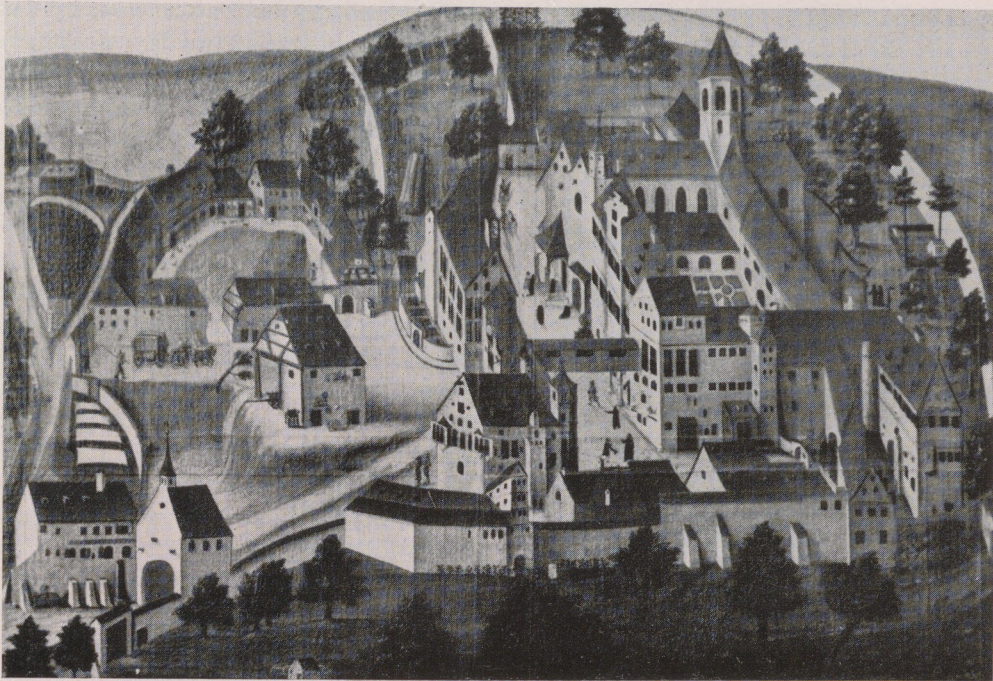
Zur politischen Gefahr der Einsamkeit im Vorfeld einer mächtigen und doch nicht freundlich gesinnten Reichsstadt kam die natürliche der Berglage hinzu, bedrohte doch jedes wilde Unwetter, welches in geringer Wolkenhöhe über das Gotteshaus hinwegzog, seinen Turm. Von sechs Feuersbrünsten gingen nur zwei auf kriegerische Verwicklungen zurück, während mindestens drei ihre Ursache in Gewitterkatastrophen hatten. Aus solchem Anlaß kamen einige Nachrichten auf uns, die das spätmittelalterliche Aussehen der Abtei wenigstens in Umrissen erkennen lassen. 1432 schlug der Blitz in die Kirche ein. Es fehlen zwar genauere Angaben über das Ausmaß der Brandverwüstung und den Wiederaufbau. Aber schon 1469 traf Vierungsturm und Glockenstuhl abermals ein Wetterstrahl. Der ausbrechende Brand machte auch vor der Klausur nicht halt. Abt Paul Kast (1461–1498) entschloß sich hierauf, die Gebäude, die bis dahin eng und schlecht gewesen seien, von Grund auf zu erneuern. Er ließ einen achtseitigen, doppelgeschossigen Vierungsturm mit Rippengewölben und Maßwerken errichten und ein neues Läutwerk gießen (Abb. 3). Etwa gleichzeitig mit der Blaubeurer Klau-

sur erhielten also auch die Elchinger Konventsbauten spätgotische Dachstühle, Gewölbe und Fenster. Schlafhaus und Krankenhaus, Speisesaal und Kapitelsaal, Kreuzgang und Gästebau wurden wiederhergestellt.

Abt Paul hat sich durch diesen umfassenden Wiederaufbau mit Recht den Titel eines zweiten Stifters verdient. Offenbar war er sich auch selbst dieses großen Werkes seiner Regierung bewußt; denn er ließ ein großes Tafelgemälde oder Fresko anfertigen mit den Bildern der knienden Stifter des 12. Jahrhunderts. Zwei heute noch erhaltene Gemälde der Bibliothek – das jüngere malte Josef Wannenmacher auf Wunsch von Abt Robert Kolb (1766–1793), das ältere ist durch Wappen in die Zeit Abt Anselm Bausers (1657 bis 1685) zu datieren – weisen übereinstimmend in Anordnung, Rüstung und Kostüm der betenden Stifterpaare auf ein gemeinsames nicht mehr vorhandenes Vorbild der Spätgotik zurück.

Unter der Regierung der Äbte Friedrich Zwirner (1431–1461) und Paul Kast, welche beide „von Ulm aus der ehrbaren nicht ganz geringen Familie der Ulmer Kast“ stammten, hat sich Elchingen eine nicht unbedeutende Stellung innerhalb der benediktinischen Reformbewegung des 15. Jahrhunderts errungen. 1470 und 1485 präsierte der an der Universität Wien gebildete Abt Paul auf den Provinzialkapiteln der sogenannten Bursfelder Kongregation in Erfurt und Augsburg, als deren besonderer Förderer der große Kardinal Nikolaus von Cues galt. Zuvor hatte Abt Paul zusammen mit Abt Ulrich Hablitzel von Wiblingen nicht nur sein eigenes Kloster, sondern auch die Konvente in Blaubeuren und Lorch reformiert. Irsee, Ottobeuren und später auch Neresheim forderten damals Elchinger Konventualen zu Äbten an.

Als Kaiser Friedrich III. 1485 den Elchinger Berg besuchte, erbat Abt Paul die Reichsunmittelbarkeit des Stiftes, um allen weiteren Bedrängnissen von seiten der Stadt Ulm zu begegnen, und erwarb für sein Kloster das Recht, vorbehaltlich kaiserlicher Genehmigung, sich statt des Reichsoberhauptes einen Afterschutzherrn zu wählen. Und es galt zweifellos den Ulmern, wenn der Kaiser befahl, einen Reichsadler an die Klostermauer zu malen, welcher 1780 noch sichtbar war. Von Kaiser Maximilian erwirkte der energische und kluge Elchinger Prälat ein neues Klosterwappen, dessen obere Hälfte die Halbfigur der Himmelskönigin füllte, während die untere Hälfte einen grünen Kronreif zwischen goldnen Sternen trug. Bis dahin hatte der Konvent das übliche gotische Siegel mit dem Bild eines Benediktinerabtes geführt. Das Zurückgreifen auf das wettinische Wappen Konrads



3. Ansicht des Klosters Elchingen aus dem Jahr 1619 mit dem Vierungsturm des Abtes Paul Kast.
Aufnahme Raichle

von Meißen hatte nicht nur historische, sondern vor allem politische Bedeutung; denn der sächsische Markgraf war es gewesen, welcher die Schirmvogtei über das Kloster dem Kaiser übertragen hatte.

Während sich unter dem Eindruck des Ulmer Münsterbaues in den Werkstätten der reichsstädtischen Bildhauer und Maler, Schreiner und Goldschmiede die Aufträge aus dem Patriziat, den Zünften oder den benachbarten Konventen von Wiblingen und Blaubeuren, ja selbst von Wettenshausen, Roggenburg, Ochsenhausen und Zwiefalten, Heiligkreuztal, Weingarten und Weißenau häuften, scheint Elchingen hierin eine Ausnahme gemacht zu haben, so wie es damals auch sich mit aller Kraft der ulmischen Schirmvogtei zu entziehen suchte, während Wiblingen und Roggenburg sich freiwillig in den Schutz der Donau-reichsstadt begaben. Von der mittelalterlichen Kloster- und Kirchenausstattung Elchingens ist allerdings so gut wie nichts mehr erhalten.

Bei dem ehrwürdigen Alter der Abtei müßte an sich ein Kirchenschatz vorhanden sein, welcher abgesehen von seiner Bedeutung für die Liturgie sicher auch hervorragende Meisterwerke schwäbischer Goldschmiedekunst überliefert haben würde, wenn nicht eben ein vielfaches Verhängnis es anders bestimmt hätte. Groß waren die Einbußen an geschichtlich oder künstlerisch wertvollem Altargerät im Dreißigjährigen

Krieg, im Jahre 1796 und in den Tagen der Säkularisation. Die älteste Nachricht über den Besitz solcher Kostbarkeiten stammt aus der Zeit des Schmalkaldischen Krieges. Damals zwang Ulm das Kloster, einen reichsstädtischen Obervogt anzuerkennen und eine Schatzung zu leisten. Der Abt hatte aber zuvor 1500 Gulden in Gold und drei große silberne Heilige nach Wiesensteig schaffen lassen. Als dies der Ulmer Rat erfuhr, ließ er sich das sichergestellte Kirchengut von Wiesensteig überantworten und ausliefern.

Die Stiftergemälde des Abtes Paul Kast sind, wie erwähnt, nur in barocken Wiederholungen auf uns gekommen. Fünf Sandsteinfliguren aus der Zeit um 1500, nämlich eine Muttergottes, Petrus und Paulus, Benediktus und Scholastika, welche heute das Denkmal für die drei letzten Elchinger Äbte schmücken und einst zum gotischen – vielleicht noch von Abt Paul veranlaßt – Ziehbrunnen im Kreuzgarten gehört haben, lassen nichts Ulmisches erkennen. Das Grabmal dieses Abtes selbst, welches Caspar Bruschius 1551 noch selbst im Chor der Kirche gesehen und dessen Renaissancerethorik er uns überliefert hat, ist spurlos verschollen. Der prachtvolle Rotmarmorgrabstein des Abtes Johannes Spegelin (1619–1638), welcher ursprünglich für Abt Johannes Kiechlin (1498 bis 1519) bestimmt war, muß zusammen mit dem Epitaph des Wilhelm Güß von Güssenburg und seiner

Gemahlin im Benediktusgang der Kirche als ein Werk des Eichstätters Loy Hering angesprochen werden. Das Grabmal des Augsburger Weihbischofs und ehemaligen Elchinger Benediktiners Heinrich Negelin (gest. 1520) in der Kirche des einst elchingschen Pfarrdorfes Oberfahlheim könnte von dem provinziellen Meister der Brunnenfiguren stammen.

Obwohl mehrere Elchinger Prälaten gebürtige Ulmer waren, lassen sich bis jetzt nur wenige Ulmer Handwerker im Dienste des Klosters nachweisen und auch das erst für spätere Zeit. In erster Linie waren es Glockengießer wie Wolfgang Neidhardt (1583), Valentin Algeyer (1606), Jonas Osan (1682), Theodosius Ernst (1710) und Gottlieb Korn (1739). Im Jahre 1766 wurde die kleinste Glocke des Elchinger Turmes in Ulm umgegossen. Der gebürtige Ulmer und Franz Martin Kuen-Schüler Joh. Bapt. Ochs war erst nach der Säkularisation mit einfacher Faßmalerei (1814) für die Elchinger Kirche tätig.

Ferner hören wir von dem Ulmer Bau- und Zimmermeister Marcs Vogel, welcher für das geplante Elchinger Amtshaus in Stoffenried einen Riß vorlegte,

nach welchem 1679 der Bau zum erstenmal und 1709 zum zweitenmal verdingt wurde. Offenbar war der Ruf der Ulmer Zimmerleute so wohlbegründet und ihr Können so geschätzt, daß man mitunter das Trennende, welches seit der Reformation die Beziehungen aller umliegenden Klöster zu Ulm abgekühlt hat, übersah, hören wir doch auch von der Tätigkeit reichsstädtischer Zimmerleute für die Liebfrauenkirche Dominikus Zimmermanns in Günzburg.

Während des Schmalkaldischen Krieges hatte Ulm mit harter Hand in die Unabhängigkeit Elchings eingegriffen. Nur mit knapper Not und mit Hilfe des Kaisers konnte die bereits widerrechtlich vollzogene Unterwerfung und Säkularisation rückgängig gemacht werden. Der Dreißigjährige Krieg sollte die hochgelegene Residenz und die Dörfer des Reichsstiftes abermals mit Raub und Feuer, dazu mit Mord und Seuchen heimsuchen. Auf diese Nacht furchibarster Kriegsgreuel folgte nur zögernd der Morgen einer neuen Zeit und mit ihr nach mühsamem Wiederaufbau die Blüte des Elchinger Barocks im 18. Jahrhundert.

Altes und neues über die Mineralquellen im Filstal

Von Paul Groschopf

Bei den wenigsten Mineralquellen ist noch bekannt, wann und wie sie entdeckt wurden. Bei manchen liegt der Verdacht nahe, daß sie schon in vorgeschichtlicher Zeit benützt worden sind, bei den meisten reichen gesicherte Nachrichten hierüber nur bis ins Mittelalter zurück. Erstaunlich ist, daß wir zu jener Zeit schon fast alle auch heute noch bedeutenden Mineralquellen erwähnt finden. Darüber hinaus lesen wir noch Namen einer Reihe von Quellen, wie Thalfingen bei Ulm, Urspring bei Schelklingen, Röthelbad bei Geislingen und andere, die längst aus der Liste der anerkannten Heilquellen verschwunden sind, sich aber damals augenscheinlich einer großen Beliebtheit erfreuten.

Eine erste Blütezeit hatten die Badeorte schon vor dem 30jährigen Krieg. Aus dieser Zeit stammen auch die ersten gedruckten Nachrichten, wie Saltzmans 1538 erschienenen Büchlein von den „Wildbedern“ (Abb. 1), oder der damals weltberühmte „Neue Wasserschatz“ von Jakob Tabernae Montanus (1538), nicht zu vergessen das über 900 Seiten umfassende

„Badbuch“ des Wunderbrunnens und heilsamen Bades zu Boll aus dem Jahre 1602 von Johannes Bauhin, Hofmedicus des Herzogs Friedrich von Württemberg.

Die Frage nach der Entstehung der Mineralwässer wird in den ersten „Monographien“ ziemlich kurz oder auch gar nicht behandelt. Mystische Vorstellungen über den Kosmos nehmen in den Erklärungen einen breiten Raum ein, nur ganz vereinzelt wird auch vermutet, daß die Unterschiede der Wässer durch das Erdreich bedingt sind, aus denen sie hervorbrechen. Die Beschreibungen erschöpfen sich in einer nicht endenwollenden Aufzählung von Krankheiten, die durch eine Bade- oder Trinkkur geheilt würden. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Mineralwässer zu damaliger Zeit wahre Wunder vollbringen sollten und eine universale Anwendung fanden! Die Trink- und Badevorschriften weichen von den unsrigen erheblich ab. Ein Badegast würde sich heute sehr wundern, wenn ihm eine vierwöchige Kur